

allen unter dem einen Herrn. Wie keine andere Lebensäußerung der Kirche ist er geeignet und dazu bestimmt, im Kontext des umfassenden Ringens um die Einheit Brennpunkt und kreatives Zeichen dieser Dynamik des Geschichtshandelns Gottes zu sein. Wo er sich dieser Dynamik entzieht in gedankenloser oder ängstlicher ökumenischer Verschleierung des Status quo oder in der Versammlung derer, die sich bereits am Ziele wähnen, entbehrt er der Glaubwürdigkeit vor Gott und den Menschen. Es wird darum gehen müssen, viele ökumenische Gottesdienste aus ihrer ökumenischen Belanglosigkeit zu befreien.

(Dieses Dokument wurde ausgearbeitet von Günther Gaßmann, Marc Lienhard und Vilmos Vajta.)

## „Afrikanische Theologen fachsimpeln nicht“

### Ein Jahr als ökumenischer Stipendiat in Uganda

I. Daß einmal ein deutscher Stipendiat des „Ökumenischen Rates der Kirchen“ in Genf nach Afrika geht, kommt relativ selten vor. Im ostafrikanischen Staat *Uganda* hatte ich nur einen Vorgänger. Aber auch nach Kenya und Tansania waren in den letzten Jahren kaum mehr als 6–8 Stipendiaten gegangen — die des „Lutherischen Weltbundes“ mit eingeschlossen. Trotz großen Interesses und Engagements der deutschen Studenten für entwicklungspolitische Probleme scheint Afrika als Studienort nur höchst selten in das Blickfeld zu geraten. Von den 23 Stipendiaten des ÖRK im Jahre 1969/70 ging so auch nur einer nach Afrika, einer nach Singapur in Ostasien und 14 in die USA — zwei weitere gingen nach Rumänien, zwei nach England, zwei nach Bossey in der Schweiz und einer nach Frankreich.

II. Die *Studienmöglichkeiten* in Ostafrika sind durchaus befriedigend, wenn man nicht gerade ein rein theologisches Thema bearbeiten will. Einige Stipendiaten des LWB sind in den letzten Jahren auf einem der sog. „Theological Colleges“ gewesen (z. B. Makumira bei Arusha in Nordtanganjika), an denen die jungen afrikanischen Kirchen ihre Pastoren ausbilden. Diese Colleges, die zu meist weit ab von den „dazugehörigen“ Städten liegen, bieten viel Gelegenheit zu engem menschlichem Kontakt mit den afrikanischen Studenten. Der Unterschied in der Vorbildung eines deutschen Stipendiaten mit Universitätsabschluß im Vergleich zu einem afrikanischen Studenten eines Theologischen College, der meist nur 10 Jahre zur Schule gegangen ist, dürfte aber im allgemeinen zu groß sein, als daß zwischen beiden eine echte fachliche Partnerschaft möglich wäre. Der europäische Stipendiat wird aber auch aufgrund seiner weißen Hautfarbe von den afrikanischen Studenten in erster Linie als zum immer noch hauptsächlich weißen Lehrkörper zugehörig angesehen werden. Ein besonderes Maß an Einfühlungsvermögen und überzeugender Solidarität ist notwendig, um trotzdem von den Studenten voll angenommen zu werden. Abgesehen davon bietet natürlich das Lehrprogramm eines solchen College wenig Veranstaltungen, die für den Stipendiaten interessant wären.

III. An einer der drei *Universitäten* in Ostafrika ist das Leben als Stipendiat in bezug auf die genannten Aspekte sowohl einfacher als auch interessanter. Viele junge Doktoranden und Assistenten aus Europa und Amerika kommen jedes Jahr, um in Dar-Es-Salaam, Nairobi oder in Kampala an der „Makerere University“ ihre Forschungsvorhaben durchzuführen. Hier ist es für den Stipendiaten möglich, als Wanderer zwischen der Gruppe der europäischen Dozenten und der afrikanischen Studenten einen eigenen Platz zu finden. Die Studenten leben alle auf dem Campus und sind in bis zu 400 Personen fassenden Heimen untergebracht. Auf demselben Campus leben aber auch die afrikanischen und europäischen Dozenten in Einzelhäusern oder Wohnblocks, so daß ein reger Verkehr möglich ist. Gerade die Spannweite der menschlichen Beziehungen, die dadurch entsteht, daß man als Stipendiat in akademischer und finanzieller Hinsicht zwischen den genannten Gruppen steht — und manchmal allerdings auch etwas mühsam nach einem sicheren Platz in diesem System suchen muß —, macht einen Aufenthalt an einer afrikanischen Universität anstrengend und ergiebig zugleich.

Das Leben an einer afrikanischen Universität bringt jedoch eine Schwierigkeit mit sich, die es in dieser Form im allgemeinen an einem afrikanischen Seminar für die Pastorenausbildung nicht gibt. Diese liegt vor allem in der angespannten Wohnungslage, vor allem an den Universitäten, aber auch in den Städten. Für verheiratete Stipendiaten kann das Wohnungsproblem zeitweise fast unlösbar werden. Die Studentenheime sind ohnehin schon chronisch überbelegt. Dazu kommt noch, daß sie strikt für Studentinnen und Studenten getrennt sind. Für Ehepaare ist an den Universitäten — anders an den Colleges — kein Platz vorgesehen. Die wenigen Gästezimmer auf dem Campus werden aber nur ungern an Dauerbewohner vermietet und kosten für den Stipendiaten mehr, als ihm sein Stipendium zu bezahlen erlaubt. Die einzige Rettung aus dem Dilemma sind die auf Heimaturlaub gehenden ausländischen Dozenten, deren Häuser dann in deren Abwesenheit bewohnt werden dürfen.

IV. *Kontaktgelegenheiten* mit Afrikanern gibt es in reichem Maße. Der europäische Student wird in ihrer Mitte freundlich aufgenommen und seine Beteiligung an studentischen Aktivitäten aller Art gerne gesehen. Alle tiefergehenden Begegnungen müssen aber planmäßig und geschickt vorbereitet und gepflegt werden, wenn nicht alles an einer unverbindlichen, nur unterhaltsamen Oberfläche bleiben soll. Zu viel Unterschiedlichkeiten in bezug auf die Herkunft, die Schulerziehung (engl. System), die Sprache und das religiöse Erbe stehen dazwischen, als daß guter Wille allein ausreichen würde. Neben dem guten Willen ist vor allem Geduld und Taktgefühl notwendig. Nicht selten unterlaufen dem Europäer aus Unwissenheit Schnitzer im Umgang mit Afrikanern, von denen einige erst nach Monaten als solche erkannt und abgelegt werden können. Das Feld für solche kleineren und größeren Verletzungen von beiden Seiten ist aber unendlich groß und kann wegen des bei Europäern und Afrikanern gleichermaßen stark ausgeprägten Taktgefühls nur langsam eingeengt werden. Wer sagt einem denn schon, welche Fehler man begangen hat? Auch unter den Europäern, die schon länger am Ort wohnen, sind es verschwindend wenige, die sich mit diesem Problem etwas intensiver befaßt haben. Das Informationsbedürfnis des Neulings ist ein weiteres Problem. Unser afrikanischer Gesprächspartner wird sehr schnell registrieren, daß wir etwas von ihm wollen und sich manchmal innerlich dagegen wehren, die Rolle eines Informanten zu übernehmen — auch wenn

es sich um „harmlose“ Themen handelt —, von Politik und Stammesrivalitäten gar nicht zu reden.

Voraussetzung für ein erfolgreiches Gespräch ist, daß es zu einem Geben und Nehmen kommt. Der afrikanische Gesprächspartner ist gewöhnlich nur dann bereit, sich ernstlich auf etwas einzulassen, wenn er sich von einem solchen Gespräch selbst einen Gewinn versprechen kann. Das Interesse oder die Liebe des Europäers allein für das Land genügen dem Afrikaner meist nicht, um ihn willig zu machen, die Fragen des Fremden zu beantworten. Das natürliche Mißtrauen gegen fragende Ausländer und Weiße verschwindet häufig erst dann, wenn irgendwelche Vorteile für das Land als Ganzes oder die eigene Karriere sichtbar werden. Ein Mitteilungsbedürfnis dem Fremden gegenüber, das etwa im Stolz auf die Errungenschaften des eigenen Landes gestützt sein könnte, scheint nicht zu bestehen. Erst im leichten, oft heiteren, witzigen und humorvollen Gespräch kommt zum Vorschein, welche Art des Gesprächs der Afrikaner bevorzugt, was und wie er denkt und welches seine wirklichen Ansichten sind.

Zum Ergebnis dieser Eindrücke gehört auch die Erkenntnis, daß zur Völkerverständigung und zum Abbau von rassischen Vorurteilen mehr notwendig ist, als „nur“ gute Absichten. Wir müssen anerkennen, daß unser Gegenüber eine andersartige Kultur im Hintergrund hat, mit anderen Verhaltensregeln, Wertmaßstäben und vor allem in einer anderen Gesprächskultur aufgewachsen ist. Afrikanische Theologen fachsimpeln nicht wie deutsche Theologiestudenten in Göttingen oder Heidelberg.

Nur wenn diese bestehenden Verschiedenheiten erkannt und bejaht werden, kann man hoffen, vorhandene Schranken des Verstehens abzubauen. Die Frage, ob ein afrikanischer Christ einem wirklich zum Bruder werden kann, hängt nicht nur von unserem Wollen und Wünschen ab, sondern auch davon, ob der Afrikaner seine negativen Erfahrungen mit hochmütigen Europäern (nicht nur der Kolonialzeit!) vergessen kann. Trotz einer allgemein feststellbaren großen Freundlichkeit an der Oberfläche den Weißen gegenüber, darf nicht übersehen werden, daß die Wunde, die die europäischen Kolonialherren in das Selbstbewußtsein der Afrikaner schlugen, noch lange nicht geheilt ist. Jetzt ist es aber an den Europäern, die Hand zur Versöhnung und Wiedergutmachung auszustrecken. Nicht jeder Afrikaner aber kann so schnell vergessen, wie er selbst noch oder seine Eltern von den Europäern ausgenutzt und gedemütigt worden war. Es sind also nicht zuletzt geschichtliche Hypothesen, die eine problemlose Beziehung zwischen Afrikanern und Europäern z. Zt. noch unmöglich machen.

V. Auf *kirchlichem Gebiet* war es in Ostafrika interessant festzustellen, daß Afrika und Europa — trotz der gemeinsamen Mitgliedschaft z. B. im Ökumenischen Rat — noch weit voneinander entfernt liegen. Kirchlichen und theologischen Problemen, die in Deutschland in aller Offenheit diskutiert werden, steht man weithin noch verständnislos gegenüber. Von einer „Theologie der Revolution“ z. B. oder auch nur dem „rapid social change“ scheint man noch kaum etwas gehört zu haben oder hören zu wollen. Auch bei den Pastoren spielt ihre Stammeszugehörigkeit für ihr Denken noch eine große Rolle. Ein Gefühl für Fragen der sozialen Gerechtigkeit über die Grenzen ihres jeweiligen Stammes hinaus scheint erst sehr langsam im Entstehen zu sein. Ausgeprägte kirchlich-hierarchische Strukturen — gestärkt von den Traditionen des Stammes — stehen jedem Fortschritt hemmend im Wege. In Liturgie und Predigt folgt man fast

sklavisch den europäischen Vorbildern der jeweiligen Missionsgesellschaften – bis in den erwecklichen Tonfall hinein. Die Vor- und Nachteile des Pietismus, der von Europa übernommen wurde, treten in Afrika noch krasser zutage. Wie in Europa, so ist in Afrika auch die Entwicklung der christlichen Gemeinden in den Städten und die Entfremdung der Städter vom Christentum ein besonderes Problem. Während weiße Missionare wenige hundert Kilometer entfernt im Busch noch Pioniermission betreiben, kehren die Afrikaner der Städte einer Kirche scharenweise den Rücken, die im 19. Jh. stehengeblieben ist und keine Antworten auf die Probleme der jungen Staaten und ihrer Bürger hat. In Afrika ist das Christentum – mehr noch als in Europa – auf dem besten Wege dazu, eine Religion der Hinterwäldler zu werden. Es sind nicht zuletzt Gelder der Ökumene, die solche Strukturen unterstützen. Die christlichen Kirchen Afrikas haben aber kein Geld, kein Interesse, aber auch nicht die qualifizierten Pastoren, sich der kritischen Studenten an den Universitäten anzunehmen, die man mit ihren Fragen alleine läßt und ihnen statt dessen die bürgerliche Moral Europas des 19. Jh. predigt.

VI. Es scheint unvermeidlich zu sein, daß man nach einem Jahr der Anschauung und der Konkretion in Afrika auch über die *Entwicklungshilfe* anders denkt als zuvor. Was man in Deutschland über die Entwicklungshilfe denkt und redet – nicht zuletzt bei „Brot für die Welt“ –, klingt nun auf einmal sehr theoretisch. So einfach ist es nicht, als ob es vor allem darauf ankäme, viel Geld zu sammeln. Es besteht die Gefahr, daß durch das Bemühen, alle Reserven für die Entwicklungshilfe zu mobilisieren und die Spendenfreudigkeit zu aktivieren, die Informationsträger zu einer einseitigen Berichterstattung über Afrika verführt werden. Hat man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch Wollsocken (!) für die „Neger“ im afrikanischen Busch gestrickt und damit sein Überlegenheitsgefühl und seine Unkenntnis über Afrika anschaulich ausgedrückt, so besteht die Gefahr, daß die Darstellung Afrikas als eines Hungerkontinents durch die humanitären Organisationen paternalistisch-gönnnerhafte Gefühle ähnlicher Art in Europa wecken könnte. Daß Afrika viele moderne Städte aufzuweisen hat, mehr als zehn Universitäten mit vielen tausend Studenten, dazu Industrien und auch modern geführte Farmen, das scheint nirgends in den Blick zu kommen, ebenso wie die Politik der wirtschaftlichen Ausbeutung durch die Asiaten oder die Afrikaner untereinander nirgendwo beim Namen genannt und wenigstens mitverantwortlich gemacht wird für das mancherorts bestehende Elend. Die Vorstellung, die dem deutschen Leser der Schriften humanitärer Organisationen nicht vermittelt wird, ist die von Afrika und den Afrikanern als den Partnern Europas von morgen. Die Werbung der staatlichen und kirchlichen Entwicklungshilfe entwirft ein Image von Afrika, das paternalistische Haltungen in Europa allzuleicht ins Kraut schießen läßt. Alles Reden von „Hilfe zur Selbsthilfe“ wirkt demgegenüber unglauwürdig.

Es fällt daneben auf, daß es in den entsprechenden Publikationen von Zahlen nur so wimmelt (meist UNO-Statistiken und Pearson-Bericht). Man könnte meinen, Entwicklungshilfe sei ein rein statistisches Problem. Von menschlichen Problemen und politischen Hindernissen ist dagegen kaum die Rede. Das Leben in Afrika öffnet einem aber gerade die Augen für die vielfältigen menschlichen Probleme, die nicht nur bei den zuerst idealistischen, später oft enttäuschten Entwicklungshelfern entstehen. Sie entstehen auch bei den Menschen draußen im

afrikanischen „Busch“, die sich gegen die Hilfe und den Fortschritt von außen wehren, sobald er ihre Traditionen berührt und die Aufgabe religiöser Tabus fordert. Von Afrika aus hat man auch den Eindruck bekommen, daß viel zu wenig der Schaden bedacht wird, den die kirchliche und besonders die staatliche Entwicklungshilfe (die ehrlicher Weise Exporthilfe für die dt. Industrie genannt werden sollte!) anrichten können. Durch die Investition großer Mittel in Schulen, Krankenhäusern und repräsentativen Kirchen wird in den Afrikanern eine Mentalität des Empfangens erzeugt. Heute sind wir schon so weit, daß man Entwicklungshilfe nicht nur erwartet, sondern sie selbstbewußt fordert und sogar auf ihr besteht. Nicht selten kann man auf die in den jungen afrikanischen Ländern verbreitete Meinung stoßen, daß man ein Recht darauf habe, vom reichen Europa ständig unterstützt zu werden. In der Phantasie der Afrikaner ist der Reichtum Europas grenzenlos.

Zuviel Entwicklungshilfe verhindert, daß das junge Afrika selbständig werden kann. Die evang. Studentengemeinden haben recht, wenn sie darauf hinweisen, daß die Entwicklungshilfe in der gegenwärtigen Form zur Unfreiheit beiträgt. Durch sie werden oftmals die gesellschaftlichen Strukturen nur noch mehr verfestigt, die zur Unfreiheit beitragen, sozial-revolutionäre Bewegungen unterdrücken und soziale Gerechtigkeit verhindern. Eine Kirche, deren Haushalt zu über 50% heute noch von ausländischen Geldgebern finanziert wird, wie das bei der „Church of Uganda“ (anglikanisch) der Fall ist, kann nicht anders als krank bezeichnet werden. Aber nicht nur die Kirchen werden durch die Entwicklungshilfe an ihrer eigenen Entwicklung behindert. Dasselbe gilt auch für die meisten jungen afrikanischen Staaten, die sich dank der Gelder aus dem Ausland einen Aufwand leisten können, der ihren wirklichen Verhältnissen nicht entspricht. Wohlgemeinte Hilfe aus dem Ausland kann so zu überhöhten Ansprüchen an andere und zu verminderter Eigenleistung führen.

Dies soll nun nicht Wasser auf die Mühlen derer sein, die aus Egoismus und Geiz prinzipiell gegen jede Entwicklungshilfe sind. Die Entwicklungshilfe ist und bleibt eine ethische Verpflichtung – vor allem der Christen. Denn die Frage an Kain: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ wird auch an uns gestellt. Die tägliche Konfrontation mit Afrika und den Afrikanern lassen einem aber noch deutlicher werden, daß noch kritischer darüber nachgedacht werden sollte, wie wir verhindern können, daß unsere gutgemeinte Entwicklungshilfe nicht zu einer Entwicklungs-Hemmnis wird und die koloniale Abhängigkeit von damals in anderer Weise perpetuiert. Aber nicht nur die sekundären, negativen Nebenwirkungen der Entwicklungshilfe in Afrika sind in Zukunft stärker zu beachten, sondern auch die positiven Auswirkungen auf Europa. Die Veränderung des Bewußtseins in den Gebirgationen im Sinne der Bewußtmachung der Notwendigkeit der Entwicklungshilfe durch die alljährlichen Sammelaktionen, ist ein wertvolles, nicht zu unterschätzendes Nebenprodukt der Entwicklungshilfe. Betrachtet man aber realistisch den Erfolg der kirchlichen Entwicklungshilfeprojekte im Kontext *aller* Kräfte, die in einem Land zugleich am Werke sind, dann darf man sich gewiß keinen euphoristischen Hoffnungen hingeben. Viel mehr als ein Zeichen des guten Willens, als ein Impuls vielleicht, als Hinweis und u. U. als Vorbild, das zur Nachahmung auffordern soll, kann dieser Einsatz gar nicht sein wollen.

VII. Nach einem Jahr in Ostafrika als Stipendiat des Ökumenischen Rates muß man sich natürlich auch Rechenschaft darüber geben, ob dieser Aufenthalt

sinnvoll war oder ob man diese Zeit als vertane Zeit bereut. Natürlich hat einem ein solcher Aufenthalt für vieles die Augen geöffnet und den Horizont erweitert. Vor allem aber hatte man Zeit, sich sehr intensiv durch Gespräche und Archivstudien eingehend mit den Problemen des betreffenden Landes zu befassen. Ein dreiwöchiger Badeurlaub in Mombassa würde schwerlich dazu ausreichen, Afrika besser verstehen zu lernen, wohl aber bestehende Vorurteile zu vertiefen. Auf der anderen Seite ist aber auch zu sagen, daß auch dem, der Afrika gegenüber positiv eingestellt ist, nach einer solchen Begegnung nicht alles leichter und einfacher erscheint. Im Gegenteil, vieles, was man früher vielleicht freudig begrüßt hätte, wird jetzt problematischer. Vor allem wird man sich von der Meinung trennen müssen, wir könnten Afrika die Fehler und Irrwege Europas ersparen.

Da die ökumenischen Stipendien keine reinen Forschungsstipendien sind, die eine Dissertation oder eine Untersuchung im Auftrag des ÖRK zum Ziel haben, ist zu fragen, ob ein Stipendium dieser Art überhaupt (finanziell) verantwortet werden kann. Diese Frage läßt sich aber wohl prinzipiell kaum beantworten, denn es kommt sehr darauf an, was der einzelne aus seiner Zeit in Afrika gemacht hat (hat er ausschließlich in Archiven gesessen, hat er Reisen gemacht, hat er Anschluß an die Bevölkerung gefunden?) und wie er seine Erfahrungen ausgewertet hat. Ob seine Erfahrungen aber wirklich fruchtbar gemacht werden, hängt nicht nur vom Stipendiaten, sondern auch vom zuständigen Oberkirchenrat ab. In seiner Hand liegt es, ob er es vorzieht, seinen „Mini-Experten“ im kirchlichen Betrieb zu verheizen, um mit ihm aufgetretene Lücken zu füllen, oder ob er ihn zu einem wirklich nutzbringenden Experten weiter ausbilden will, so daß die in diesem Jahr gewonnenen Erfahrungen nicht nur der persönlichen Bereicherung dienen.

*Gunther Hermann*

## Chronik

Vom 14.–21. Januar 1971 trat in Addis Abeba der Zentralaussschuß des ÖRK zusammen, der sich mit dem nunmehr einstimmig angenommenen Antirassismusprogramm (siehe den Artikel von A. v. d. Heuvel in diesem Heft), dem Dialog mit Menschen anderen Glaubens, der Humanum-Studie und den Strukturproblemen des ÖRK beschäftigte (vgl. die „Zeitschriftenschau“). Nachdem 13 neue Mitglieds- bzw. angeschlossene Kirchen aufgenommen wurden, umfaßt der ÖRK jetzt 252 Kirchen.

Der Zentralaussschuß des ÖRK beschloß in Addis Abeba den Zusammenschluß mit dem Weltrat für christliche Erziehung, der von diesem auf seiner Vollversammlung in Lima/Peru im Juli dieses Jahres noch bestätigt werden muß.

Der in Addis Abeba vorgelegte Bericht der Gemeinsamen Arbeitsgruppe zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem ÖRK findet sich in diesem Heft S. 166 ff.